

Das Leben in der „guten alten Zeit“.

© Karl-Heinz Schroers

Wenige Monate vor seinem Tod am 29. Oktober 2006 erhielt ich von Helmut Hofer¹, dem letzten hier lebenden Erben der „Wentges-Dynastie“, einige Unterlagen über die Familie Wentges. Darin enthalten waren Aufzeichnungen von August Wentges über seine Kindheit in Amern St. Anton und die Tätigkeit seines Vaters Johann Wilhelm Wentges, der dort in den Jahren von 1851 bis 1861 Bürgermeister war. Diese Aufzeichnungen geben tiefe Einblicke in das Leben während der damaligen Epoche. Bekanntlich gehörte Ungerath in jener Zeit zu Amern St. Anton, wurde also auch von Bürgermeister Johann Wilhelm Wentges „regiert“. Daher sind die Aussagen für Ungerath ebenso zutreffend wie für Amern.

Um aber die Aufzeichnungen des August Wentges besser einordnen und verstehen zu können, lohnt es sich, zunächst einmal die allgemeinen Lebens-, Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse der damaligen Zeit näher zu betrachten. Hilfreich hierbei sind die Aufzeichnungen des Dr. Aloys Schmitz, der lange Jahre in Waldniel auf der Langestraße, wahrscheinlich im Hause Nr. 22, gelebt hat und der Land und Leute bestens kannte. Er war praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. 1871 hat er eine „Medizinische Topographie des Schwalm- und Nette und eines Theiles des Niers-Gebietes“ veröffentlicht, in der wir die Lebensverhältnisse unserer Vorfahren genauestens nachlesen können. Die nachstehenden Schilderungen beruhen mit geringen Ausnahmen alle auf dem Werk des Dr. Aloys Schmitz, wobei wir zusätzlich berücksichtigen müssen, dass es zur damaligen Zeit wesentlich stiller war als heutzutage. Kein Motorenlärm, keine laute Radiomusik, also keine der modernen Lärmquellen störte die ländliche Stille, lediglich die Geräusche der Arbeit oder spielender Kinder. Dazu hat Dr. Schmitz sich nicht geäußert, doch er konnte ja auch nicht wissen, wie laut unsere Welt inzwischen geworden ist.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden die Wohn- und Wirtschaftsgebäude auf dem Lande immer noch überwiegend aus Fachwerkbauten, die auf dem Boden oder Mauerwerk ruhten, und mit Ziegeln, Rohr oder Stroh gedeckt waren.

Gerade diese Bauweise und der oft recht leichtfertige Umgang mit offenem Feuer führten regelmäßige zu Brandkatastrophen. So wurde z. B. am 25. Februar 1864 bei dem Leinenhändler und Ackerer Reiner Waters zu Ungerath eine Scheune nebst Stallung, sowie der darin vorhandene Heu- und Strohvorrat von 60.000 bis 80.000 Pfund durch einen Brand zerstört.²

1872 verunglückten am 18. September bei einem Brand bei Heinrich Schroers in Geneschen I, dessen Sohn Balthasar und die Tochter Gertrud.

¹ Helmut Hofer, geb. am 20 Februar 1938, gest. am 29. Oktober 2006 in Viersen.

² Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 1981 S. 32

Am 17. März 1874 brannte die Scheune des Peter Heinrich Heffels in Ungerath total nieder.³

Seit dem Jahre 1859 gab es zwar in Amern eine organisierte Brandbekämpfung, doch sie reichte bei weitem nicht aus, einen wirksamen Schutz zu gewährleisten. Nach einem Bericht des Bürgermeisters Theodor Robert Wentges aus dem Jahre 1882 verfügte die Feuerwehr in Amern St. Anton über 2 fahrbare Spritzen, 30 m mit Kautschuk abgedichteten Hanfschlauch, 14,50 m einfachen Hanfschlauch, 8 Feuerhaken, 30 Feuereimer aus Hanf und 14 Feuereimer aus Leder, dazu über 5 Paar Normalverkopplungen für Schläuche. Eine der beiden Spritzen stand in Amern in einem Spritzenhaus, die andere war in Ungerath in einer Scheune untergebracht.⁴

Die Häuser der Landbevölkerung waren in drei Abteilungen unterteilt, nämlich dem geräumigen Vorhaus, der Wohnstube mit den Schlafkammern und dem Futterhaus.

Im Futterhaus befanden sich der Herd, der Breikessel, der Backofen, die Pumpe, die Viehställe, der Hühnerstall, die Treppe zum Söller und das Schlafgemach der Knechte. Mensch und Tier lebten also in wenig hygienischer Eintracht unmittelbar neben einander. Ausdünstungen und Ausscheidungen vermischten sich mit den Gerüchen des Breikessels für die Tiere und den Koch- und Backdünsten, und überall dürfte Hühnermist herum gelegen haben. Empfindlich durfte man nicht gewesen sein, denn vor allem in den heißen Sommermonaten wird es sicherlich oft unerträglich gestunken haben, dafür waren aber andererseits in den kalten Wintermonaten die Tierställe auch kostenlose „Heizungen“.

Der Boden des Vorhauses war gewöhnlich mit Kieselsteinen gepflastert. Der Fußboden der Stuben und Schlafzimmer dagegen hatte oft schon Dielen oder bestand in ärmeren Verhältnissen auch nur aus gestampftem Lehm. Die Fenster, sofern überhaupt welche in den Zimmern vorhanden waren, waren fast immer zu klein und oft nicht zu öffnen.

Die Schlafräume waren meist die schlechtesten im ganzen Haus. In der Regel waren sie eng, niedrig, dunkel und hatten in der Regel keinen Dielenboden. Wenn sie zu ebener Erde lagen waren sie dazu noch oft feucht, nicht zu heizen und auf jeden Fall schlecht belüftet. Die Betten selbst waren oft die reinsten Ungetüme, so groß, dass sie fast das ganze Zimmer einnahmen. Auf dem Bretter- oder Lattenboden des Bettes lag ein Strohstrick oder bloßes Stroh, das mit einem Leintuch oder Federbett bedeckt war. Und wer weiß, wie sehr Stroh pieksen kann, der kann sich vorstellen, wie „gemütlich“ es in den damaligen Betten war.

Die Beleuchtung der Räume geschah ursprünglich mit Öl- oder Talglatern. Meist brauchte man dazu billiges, ungereinigtes Lein- oder Rüböl, das stark qualmte und somit die Luft in den Häusern zusätzlich

³ Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 1984 S. 36

⁴ Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 1984 S. 36

verschlechterte. Doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzten sich allmählich auch in den Weber- und Bauernhäusern Petroleumlampen durch.

Von allzu großer Reinlichkeit in den Häusern konnte auch kaum gesprochen werden, obwohl die Wohnungen täglich zweimal gekehrt und häufig mit weißem Sand bestreut wurden.⁵ Mindestens einmal im Jahr wurden sie auch getüncht, so wie alle Räume im Rahmen eines Hausputzes gründlich gereinigt, doch bedenkt man die oben geschilderten Zustände über das Zusammenleben von Mensch und Tier, so wird in den wenigsten Fällen das Werturteil eines „gepflegten Haushaltes“ zu verwenden gewesen sein. Außerhalb der Häuser, also auf den Straßen und Wegen in den Dörfern, gab es in der Regel keine andere Straßenreinigung als diejenige, welche der Regen bewirkte. Da der Regen aber eher Matsch, Morast und Schlamm erzeugte, dürfte es auch mit der Reinlichkeit der Straßen und Wege nicht weit her gewesen sein.⁶

Die Aborte waren meist nur einfache, gemauerte Gruben, die mit einem Bretterhäuschen versehen waren, oft allerdings auch nur mit einem Sitzbrett. Sie befanden sich auf dem Hof oder in den Hintergebäuden. Doch meistens waren die Umfassungsmauern der Gruben von einer sehr schlechten Qualität, so dass Fäkalien und Zersetzungstoffe ungehindert in den Boden eindringen und diesen in einem ziemlichen Umkreis verunreinigen konnten. Dabei lagen diese Brutstätten aller möglichen Keime und Krankheitserreger vielfach auch noch unmittelbar neben dem Brunnen, der die Familie täglich mit „frischem“ Trinkwasser versorgte.

Dieses Trinkwasser aus den Brunnen wurde zudem häufig durch einlaufendes Oberflächenwasser verunreinigt, so dass Dr. Schmitz zu dem Schluss kam: „Das schlechte Trinkwasser ist manchmal als Ursache mancher Krankheits-Zustände in gewissen Häusern oder Häusergruppen anzusehen.“⁷ In den Jahren von 1857 bis 1867 mussten die Sohlen der meisten Brunnen tiefer gelegt werden, da der Stand des Grundwassers 4 bis 6 Fuß⁸, an einigen Stellen sogar um 10 Fuß gesunken war. Nach den Feststellungen des Dr. Schmitz hatte der Wasserreichtum unserer Gegend sehr abgenommen. Die Bäche und Sümpfe seien trockener geworden, und Gruben, die von jeher mit Wasser gefüllt gewesen seien, seien gänzlich ausgetrocknet. Der Stand der fließenden Gewässer sei viel niedriger gewesen als in früheren Zeiten, so dass der Mangel an Wasser viele Mühlenbetriebe dazu veranlasst hätte, zusätzlich noch mit einem Dampfkessel zu arbeiten. Der Wassermangel sei so besorgniserregend gewesen, dass die Landwirte um ihren Flachs gefürchtet hätten, weil ihre Flachsrosten kein Wasser mehr enthielten.

Zu der mangelhaften Qualität des Brunnenwassers kam noch hinzu, dass man es auch sonst mit der Hygiene nicht allzu genau nahm. Es herrschte

⁵ Dr. Schmitz, Heimatbuch des Kreises Viersen (HBV) 1966, S. 97 ff.

⁶ Dr. Schmitz, HBV 1966, S. 97 ff.

⁷ Dr. Schmitz, Medicinische Topographie des Schwalm- und Nette und eines Theiles des Niers-Gebietes, (Topographie), S. 16

⁸ Ein Fuß = 31,6 cm.

allgemein die Sitte, dass samstags eine besondere Reinigung des Körpers durch Waschen und Bekleidung mit reiner Wäsche vorgenommen wurde, während es an den übrigen Tagen lediglich eine so genannte Katzenwäsche gab und die Leibwäsche die ganze Woche hindurch getragen wurde. Bäder wurden fast gar nicht genommen. Man kann sich wohl gut vorstellen, was für appetitliche Düfte von den Menschen der damaligen Zeit ausgegangen sind. Das war hier übrigens das Gleiche wie bei den „Reichen und Feinen“, die aber im Gegenteil zu den niederen Ständen ihre körperlichen Ausdünstungen und den aus den Gossen aufsteigenden Gestank durch Puder, Parfüms und andere Hilfsmittel zu überdecken versuchten. Daher stammt auch der Begriff der „Stinkreichen“ und der „Stinkfeinen“, weil diese eben den von ihnen ausgehenden Körpergeruch zu überdecken versuchten. Einer der Hauptgründe für die Entwicklung des Eau de Cologne war übrigens auch sein „medizinischer Einsatz“ gegen "stinkenden Atem".

An die Bauernhäuser schlossen sich Schuppen und Scheune an. „Schöppken an Schöppken“ wurde je nach Bedarf angebaut, und so entstand nach und nach ein oft nahezu unüberschaubares Durcheinander unterschiedlichster Schuppen von eben solcher Qualität und Standfestigkeit. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden viele dieser alten Gehöfte durch neue, modernere ersetzt. Ein Blick auf die Schlusssteine in den Torbögen vieler heute noch vorhandener Bauernhöfe bestätigt das mit den dort eingravierten Jahreszahlen. Es gab dann tapezierte Zimmer, moderne Möbel, die Häuser wurden gesünder und wohnlicher, und außer dem Wohnzimmer gab es in den meisten neuen Häusern noch ein „Staats- oder Empfangszimmer“,⁹ die gute Stube, die nur an Sonntagen betreten wurde oder dem Besuch vorbehalten war. Aber im Vergleich zu den heutigen Wohnverhältnissen waren die Wohnungen immer noch klein, dunkel und bis in den letzten Winkel vollgestellt mit wuchtigen, dunklen Möbeln. Und auch die Fenster waren mit schweren Vorhängen verhängt.

Zu den meisten Häusern gehörte auch ein Garten, zumindest ein kleiner. Diese Gärten waren überall mit lebenden Hecken aus Hainbuchen, Weißdorn oder Eiben eingefriedigt.¹⁰ Im Gegensatz zu heute, wo die meisten einen gepflegten Ziergarten bevorzugen, wurde damals sehr viel Wert auf einen Nutzgarten gelegt. Die erzielten Erträge an Gemüse und sonstigen Gartenerzeugnissen deckten zwar selten den Bedarf, aber letztlich trugen sie mit dazu bei, die Familie satt zu bekommen. Bei den Frauen war auch die Blumenzucht sehr beliebt. Fast jedes Haus hatte sein Blumengärtchen, oder doch wenigstens seine Fensterblumen.¹¹ Obstbäume gab es in großer Zahl und vielen verschiedenen Arten und Sorten, doch litt der Obstbau häufig unter den Wetterverhältnissen, so dass es Jahre gab, in denen es kein geeignetes Obst gab, um es für den Winter einzulagern.¹² Für das Jahr 1867 ist z. B. verbürgt, dass am 08. April ein gewaltiger Sturm gewütet hat, der stellenweise arge

⁹ Dr. Schmitz, Topographie, S. 72

¹⁰ Dr. Schmitz, Topographie, S. 33

¹¹ Dr. Schmitz, Topographie, S. 33

¹² Dr. Schmitz, Topographie, S. 33

Verwüstungen anrichtete. Unter anderem stürzte in Ungerath das Haus eines armen Webers namens Tappihser teilweise zusammen, ohne dass jedoch die Bewohner verletzt wurden. Auch wurden in den „Ungerather Peschen Tannenbäume in großer Menge entwurzelt“.¹³

Die Wohnungen der Weber, der Handwerker, überhaupt der so genannten kleinen Leute, waren meist noch katastrophaler und ärmlicher als die zuvor geschilderten bäuerlichen Zustände. Hygiene war ein Wort, das in diesem Zusammenhang kaum gebraucht werden konnte. Die Stuben waren nicht selten Werkstätte, Wohnzimmer, Küche und Vorratskammer zugleich. Hier wurde gekocht, gebraten, gewaschen, getrocknet und der täglichen Arbeit nachgegangen. Das ganze tägliche Leben spielte sich hier ab. Fenster, wenn überhaupt vorhanden, waren auch hier meist nicht zu öffnen und man kann sich leicht vorstellen, in welchem Mischmasch der verschiedensten Dünste, Gerüche und Geräusche die das ganze kleine Häuschen oder die Wohnung durchzogen, die Familie hier zusammen saß und anschließend schlafen ging.

Die neugeborenen Kinder wurden von den Müttern oder von Hebammen gepflegt, wobei das Einwickeln der Säuglinge in Tücher, breite Binden oder Tragkissen sich allmählich immer mehr durchsetzte. In der Regel wurden die Säuglinge gestillt. War dies einer Mutter nicht möglich, erhielten die Kinder verdünnte Kuhmilch aus einer Saugflasche, in seltenen Fällen auch Ziegenmilch. Daneben gab es wohl auch öfter Milch mit Zwieback oder Weißbrot, oder Grütze, die mit Wasser gekocht war. Einerseits war dies keinesfalls für den kindlichen Verdauungstrakt geeignet, zum anderen fehlte es bei dieser Ernährungsweise häufig an der erforderlichen Hygiene und Pünktlichkeit, so dass es häufig zu Fällen von Darmsucht kam, einer schleichenden Abmagerung. Vielfach erhielten die Kinder auch schon im ersten Jahre gröbere Kost wie z. B. Kartoffeln und Gemüse, wobei sie noch zusätzlich oft 1 ½ bis 2 Jahre gestillt wurden. Danach waren nicht selten Kartoffeln und Brot die Hauptnahrung. Durch diese Mangelernährung wurden wiederum Wachstumsschäden und Hauterkrankungen, Rachitis¹⁴ und Scropheln¹⁵, begünstigt wurden. Wie bei den Erwachsenen, so war auch bei den Kindern ein Bad eine Seltenheit. Für ein tägliches, wohltemperiertes Bad für einen Säugling, wie wir es uns heutzutage überhaupt nicht mehr wegdenken können, hätten die Menschen damals absolut kein Verständnis aufgebracht. Und weil der Kampf der Eltern um das tägliche Brot wenig Zeit für anderes übrig ließ, kamen die Kinder auch nur wenig

¹³ Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 1982 S.45

¹⁴ Rachitis bezeichnet eine Erkrankung des wachsenden Knochens mit gestörter Mineralisation der Knochen und Desorganisation der Wachstumsfugen bei Kindern.

¹⁵ Man spricht auch von Hauttuberkulose. dazu: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2001: Die häufigste Form ist der Lupus vulgaris (fressende Flechte, Hautwolf). Er tritt vor allem im Bereich des Gesichts oder der Gliedmaßen in Form stecknadelkopf- bis linsengroßer, kaum erhabener, braunroter Knötchen auf. Diese zerfallen im Laufe der Zeit und es entstehen entstellende Verstümmelungen. Das Skrofuloderm (Schwindbeule) besteht aus blauroten Knoten unter der Haut, die sich v. a. im Bereich des Halses aus befallenen Lymphknoten entwickeln; sie können eitrig verschmelzen, nach außen durchbrechen und heilen dann unter starker Narbenbildung ab.

an die frische Luft. Das änderte sich erst, wenn sie alt genug waren, um alleine oder mit Freunden im Freien zu spielen.

Für die Kinder der Weber war diese Zeit des sorglosen Spielens nur von kurzer Dauer. Denn schon mit vier Jahren wurden sie häufig an das Spulrad gesetzt und zur Mitarbeit angehalten. Und wenn sie später die Schule besuchten, dann mussten sie nach der Schule wieder zu Hause mitarbeiten. Das andauernde Sitzen, verbunden mit der immer gleichen Bewegung des einen Armes, brachte häufig Blutstauungen nach Herz, Brust und Kopf und nicht selten auch Verformungen der Wirbelsäule mit sich. Wenn die Weberkinder mit vierzehn Jahren aus der Schule entlassen wurden, mussten sie sofort voll in den Beruf eintreten. Sie wurden von ihren Eltern rigoros an einen Webstuhl gesetzt, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob diese Beschäftigung sich für ihren noch im Wachstum befindlichen Körper eignete oder nicht.

Seltener als die Kinderarbeit bei den Weberfamilien war die Kinderarbeit in den aufkommenden Fabriken. In Bezug auf den noch jungen Körper der Kinder war diese Arbeit aber mindestens genau so schädlich. Laut Dr. Schmitz führte die Arbeit in den Fabriken „ungleich eher zur Verkrüppelung und zum Siechthum des Körpers, wie auch zur Entsittlichung durch das Zusammensein mit rohen, meist fremden, erwachsenen Arbeitern“. Die Kinder arbeiteten dort oft schon im Alter von 12 Jahren regelmäßig von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags, und nach einer Stunde Pause wieder von 13 Uhr bis 16 Uhr. Nach einer weiteren Stunde Pause besuchten sie dann von 17 bis 20 Uhr die Fabriksschule. Ob nach einem solch harten Arbeitstag bei den Kindern noch viel von dem Unterrichtsstoff hängen blieb, darf sicherlich bezweifelt werden.

Die Erwachsenen erschienen Dr. Schmitz „bei unverdorbener, einfacher Lebensweise“ überwiegend schön, kräftig und derb. Von hohem Wuchs seien sie und Kopf, Rumpf und Gliedmassen stünden im richtigen Verhältnis zu einander. Die Gesichtsform sei mehr länglich als rund, die Stirn mehr hoch als breit, die Nase vorstehend, der Mund ziemlich breit und nicht aufgeworfen, das Kinn länglich und die Backenknochen nicht stark hervortretend. Das Haupthaar war wohl vorherrschend dunkelblond oder braun, die Augen blau oder grau. Die Zähne seien häufig mangelhaft, klagt Dr. Schmitz, was bei der damaligen Ernährungsweise, bei der die Zähne durch die derbe Nahrung regelrecht abradiert wurden, gut nachvollziehbar ist. Zudem führten fehlende oder falsche Zahnhygiene und die noch am Anfang der Entwicklung stehende Arbeit mit Zahnersatzteilen schon in recht frühen Jahren zu zahnlosen Mündern. Ein verlorener oder ausgeschlagener Zahn war unwiederbringlich fort und die dadurch entstandene Lücke konnte nicht mehr geschlossen werden, denn solche Ersatzteile konnten sich tatsächlich nur die wirklich Bessergestellten leisten. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erschienen die Menschen daher bereits ab etwa 50 Jahren als alt, zahnlos und ausgelaugt, wie man es auf alten Fotos immer wieder sehen kann; ein Zustand der den heutigen Verhältnissen in vielen Entwicklungsländern gleichkommt.

Die Sprache, die aus diesen Mündern floss, war in der Regel die plattdeutsche Mundart. Sie hörte sich eher derb als geschmeidig an, wobei fast jeder Ort gewissermaßen seinen eigenen Dialekt hatte. Der Unterschied bestand dabei hauptsächlich in dem verschiedenartigen Gebrauch von einzelnen Vokalen, Silben oder Worten, und in der verschiedenen Betonung und mehr weniger gedehnten Aussprache. Hochdeutsch sprachen nur die Gebildeten.

Das Temperament der Menschen sei „sanguinisch mit phlegmatischer Beimischung“, also hitzköpfig und bisweilen teilnahmslos, notierte Dr. Schmitz. Eine außergewöhnliche Charakterisierung, die einen eher an manisch-depressive Menschen denken lässt, als an den damaligen Bevölkerungsdurchschnitt hierzulande. Ansonsten aber seien die Menschen gutmütig, ehrlich, rechtschaffen, arbeitsam und mitfühlend. Das Familienleben sei ihnen wichtig, woraus sich eine gewisse Häuslichkeit ergebe. Und da die Kirchen immer noch eine besondere Stellung innerhalb des Gemeindelebens genossen und die Geistlichen von ihren Pfarrkindern sehr respektiert, wenn nicht sogar verehrt würden, seien sie durchweg auch sehr religiös. Diese Religiosität sollte sich in den 1870er Jahren in eine Art Trotzreligion und Widerstand gegen die Reichsregierung verwandeln, als nämlich der preußische Staat mit seinem so genannten Kulturkampf versuchte, die nach seiner Meinung von der katholischen Kirche vertretene „mittelalterliche Unkultur“ zu unterdrücken.

Gegenüber dieser Beschreibung der Menschen „bei unverdorbener, einfacher Lebensweise“, - wobei eigentlich nur die Landbevölkerung gemeint sein konnte - stellt die Klasse der Weber und Fabrikarbeiter nach Dr. Schmitz einen ganz anderen Typus dar. Weber seien in der Regel von kleiner Statur mit blassem, blutleerem Äußeren. Korpulente Weber gebe es nicht. Ihr Rumpf sei schief, die Brust platt und eingebogen mit stark nach einwärts gebogenem Schwertfortsatz¹⁶. Die gesamte Muskulatur der Weber sei schwach ausgebildet mit Ausnahme der Armmuskulatur und durch die ständig gekrümmte Haltung und die ewig gleichen Bewegungen beim Arbeiten an den Webstühlen sei der Bauch hart und aufgetrieben. Verkümmierungen und Verkrüppelungen seien an der Tagesordnung. Somit drücke das Weberhandwerk allen seinen Beschäftigten einen äußerlich sichtbaren Stempel auf. Dies mache sich auch bei den jährlichen Rekrutenaushebungen des Militärs bemerkbar, denn die Orte, in denen die meisten Weber und Fabrikarbeiter wohnten, lieferten den wenigsten militärdiensttauglichen Nachwuchs. (Interessant ist hier, dass Dr. Schmitz die Tauglichkeit zum Militärdienst als Gradmesser für den Gesundheitszustand der jungen Generation herangezogen hat.)

In unserer näheren Umgebung stellte übrigens die Gemeinde Bracht die meisten, größten und stärksten Soldaten für die preußische Armee, und zwar gewöhnlich Gardisten. Auch aus Breyell kamen viele zum

¹⁶ Der unterste Fortsatz des Brustbeins.

Militärdienst taugliche junge Leute. In beiden Gemeinden hatten sich auch erst sehr spät die ersten Fabriken angesiedelt.

Natürlich hat Dr. Schmitz bei seiner Rundschau durch die heimische Bevölkerung die jungen Frauen nicht außen vor gelassen und dabei gewaltige Unterschiede zwischen den Fabrikarbeiterinnen und den jungen Bauernmädchen festgestellt. Bedenkt man, wie die Arbeitsbedingungen in den Fabriken jener Zeit waren, so ist das nicht verwunderlich. Arbeitsschutz, Arbeitsmedizin oder auch nur menschenfreundliche Arbeitsbedingungen gab es zu jener Zeit, in der der so genannte Manchester-Kapitalismus zu uns herüber kam, nicht. In lauten, schlecht belüfteten oder zugigen, oft überfüllten Hallen wurde von morgens bis abends geschuftet, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter oder Gesundheit der Beschäftigten. Aber hören wir Dr. Schmitz zu, wie er die Fabrikarbeiterinnen beklagt, um anschließend ein Loblied auf die jungen Bäuerinnen anzustimmen. Ein besseres Plädoyer für das Landleben kann man sich kaum vorstellen. „Die Fabrikmädchen sind fast ohne Ausnahme unter mittlerer Statur, haben ein blasses, welkes Aussehen, überhaupt in jeder Hinsicht einen in der physiologischen Entwicklung zurückgebliebenen, verkümmerten Körperbau. Welch ein anderes, kräftiges und lebensfrisches Aussehen haben dagegen unsere Bäuerinnen!“

Und gesunde, fleißige Ackersleute waren für alle überlebenswichtig, denn schließlich mussten die Menschen ernährt werden. Und zur damaligen Zeit konnte das nur aus dem jeweiligen Umland geschehen. Daher war neben der langsam aufkommenden Industrie der Ackerbau immer noch die Hauptbeschäftigung der Landbevölkerung. Die Ackerflächen lagen damals selten in unmittelbarer Nähe der Wirtschaftsgebäude, vielmehr wild zerstreut in der näheren und weiteren Umgebung, je nachdem, was durch Zukäufe, Pachten oder Erbfälle hinzugekommen war. Das führte zu langen, oft schwierigen Anfahrtswegen, da viele der heutigen Straßen und Wege noch nicht bestanden haben. Diese Zeitverluste sowie die Bearbeitung vieler kleiner Splitterparzellen hatten daher eine geringe Produktivität zur Folge. Ein Umstand übrigens, der erst durch die Flurbereinigung in den 1960er Jahren beseitigt worden ist.

Die etwas größeren Bauernhöfe bearbeiteten zu jener Zeit etwa 30 bis 35 Morgen Land. Man hielt in der Regel 1 Pferd, ein Arbeitspferd und kein Reitpferd, 7 Milchkühe, 2 Stück Jungvieh als Nachzucht und 6 bis 12 Schweine. Die kleineren Bauern bewirtschafteten zwischen 15 bis 20 Morgen Land, hielten zumeist 1 Ochsen und bei Wirtschaften von 5 bis 8 Morgen wurden 1 bis 2 Kühe gehalten. Außerdem betrieben die kleinen Bauern zum größten Teil Weberei als Nebengewerbe, und umgekehrt die Weber einen kleinen Ackerbau.

Die Weber hatten diesen Zusatzverdienst auch dringend nötig, denn „die äußeren Verhältnisse der Durchschnittsmasse der Weber sind trotz des im Ganzen in den letzten 20 Jahren günstigen Geschäftsganges nicht viel besser geworden“, so Dr. Schmitz. Der Grund hierfür lag teils in der für

ihre Verhältnisse sehr hohen Wohnungsmiete, teils aber auch in der Verteuerung der Lebensmittel, die bei den oft kinderreichen Großfamilien der kleinen Weber sehr stark zu Buche schlugen. Einen besonderen Grund für die schlechte Lage der meisten Weber sah Dr. Schmitz jedoch vor allem darin, „dass der Weber nicht vorsorglich ist und nicht zu sparen versteht.“ Fast nur diejenigen Weber hätten in den guten Jahren einen Überschuss erwirtschaftet, die nebenbei eine kleine Nebenerwerbslandwirtschaft betrieben, weil sie die nötigsten Lebensmittel größtenteils selbst gezogen hätten. Bei gewöhnlichem Geschäftsgang seien die Arbeitslöhne jedoch so gering, dass die meisten Weber sich und ihre Familie kaum damit ernähren könnten.

Die Ackerwirtschaft wurde mit Fruchtwechsel betrieben, und zwar in folgendem siebenjährigem Turnus: 1. Kartoffeln, 2. Weizen, 3. Roggen, 4. Klee, 5. Hafer, 6. Kartoffeln oder Flachs oder Rüben oder Möhren, oder Buchweizen, 7. Weizen. Diese für die damalige Zeit als ideal erkannte Fruchtfolge konnte aber wegen der verschiedenartigen Bodenqualität nicht immer und überall eingehalten werden. Brachen gab es so gut wie nie.¹⁷ Neben dem Ackerbau betrieben die Landwirte auch Viehzucht für die Milch- und Fleischproduktion, allerdings nur in dem Rahmen, den ihre Äcker zuließen, denn Geld zum Zukauf von Tierfutter war nicht vorhanden. Nur selten kamen die Tiere auf die Weide, stattdessen war eine reine Stallhaltung die Regel. Der Hauptgrund hierfür war die Gewinnung von Stalldünger für den Getreideanbau.¹⁸ Neben dem Getreideanbau für die Nahrungsmittelproduktion gab es in unserer Region auch ausgedehnte Anbauflächen für Flachs. Von Juni bis August sah man überall seine zarten blauen, manchmal auch weißen Blüten. Zur Reife entwickelte sich eine rundliche Kapsel, die 8 bis 10 braune Samen enthielt. Aus diesen Samen wurde das Leinöl gepresst, ein goldgelbes, fettes Öl, das auch heute noch als Speiseöl und als Lackbindemittel verwendet wird. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts baute man den Flachs oder Lein vorwiegend zur Fasergewinnung für die Textilherstellung an, bis er dann aber mehr und mehr von der Baumwolle verdrängt wurde. Wegen der zahlreichen Anbauflächen wurde unsere Gegend auch mit dem Namen „Flachsland“ bezeichnet wurde. Hier wurde vorzugsweise Spätlein angebaut, wobei das Saatgut zum Teil aus einheimischer Produktion und zum Teil aus der lettischen Hauptstadt Riga kam.¹⁹

Der Jahreslohn eines Ackerknechtes betrug 40 bis 70 Taler, der einer Magd 20 bis 40 Taler; der Tagelohn im Sommer ohne Beköstigung 12 bis 18 Silbergroschen (Sgr), mit Beköstigung 6 bis 8 Sgr, im Winter bei Beköstigung 4 bis 6 Sgr.

Eine Arbeiterfamilie von 5 Personen benötigte jährlich zum Unterhalt, wenn man Nahrung, Wohnung, Kleidung, Brennmaterial, Hausrat, Werkzeuge, Steuern, Unterricht etc. mit rechnet, 180 Taler.

¹⁷ Dr. Schmitz, Topographie, S. 32

¹⁸ Dr. Schmitz, Topographie, S. 35

¹⁹ Dr. Schmitz, Topographie, S. 33

Die kleineren Handwerker hatten die gleichen Existenzsorgen, wie die Tagelöhner. Auch bei ihnen kam es wesentlich darauf an, ob sie Haus und Garten besaßen und dazu noch ausreichend Land, auf dem sie ihre Gemüse und Kartoffeln selbst ziehen konnten.

Dagegen waren die Bediensteten in den größeren landwirtschaftlichen Betrieben wesentlich günstiger dran, weil sie wie Glieder der Familie gehalten und behandelt wurden. Die Kost war reichlich, und durch den Verbund zur Familie brauchten sie sich keine weiteren Lebenssorgen zu machen. Weil es aber viele Hilfskräfte aus der Landwirtschaft in die aufblühenden Fabriken zog, waren die Löhne der Ackerknechte sehr stark gestiegen, so dass sie von den kleineren Landwirten kaum noch gezahlt werden konnten. Diese Abwanderung der Arbeitskräfte in die Fabriken war übrigens auch der Grund, weshalb man auf fast allen Bauernhöfen Beschäftigte aus den Niederlanden antraf. Doch war man mit diesen Arbeitskräften scheinbar nicht so ganz zufrieden, weil sie, wie Dr. Schmitz festhielt, „was Fleiß und Anständigkeit betrifft, von den eingeborenen übertroffen werden.“

Das Verhältnis der Reichen und Wohlhabenden zu den Armen ist schwer anzugeben. Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass auf der einen Seite die Armut, auf der anderen aber Wohlstand und Reichtum zunahm.²⁰ Die größeren Landwirte profitierten zwar immer mehr von verbesserten Anbaumethoden und den recht hohen Preisen für Getreide und der sonstigen landwirtschaftlichen Produkte, doch bei den kleineren Betrieben und den Pächtern war dies nicht der Fall, da der Pachtzins für die Ackerflächen unverhältnismäßig hoch gestiegen war.

Dass diese immer größere soziale Not nicht unbemerkt blieb und politisch benutzt werden sollte, ist verständlich. Doch fanden politische Agitatoren in der überwiegend biederen ländlichen Bevölkerung nur äußerst geringen Rückhalt. Somit hielt Dr. Schmitz als Fazit für unsere gesamte Region fest: „Auch bei den hiesigen Arbeitern haben sich socialdemokratische Agitatoren²¹ geltend zu machen gesucht. Jedoch haben die Arbeiter, eine verschwindende Minderheit ausgenommen, die Einsicht und Überzeugung, dass nur vernünftige Selbsthilfe, Fleiß, Nüchternheit

²⁰ Dr. Schmitz, HBV 1964, S. 56

²¹ Die Frühindustrialisierung und das Bevölkerungswachstum lösten in den Staaten des Deutschen Bundes Massenverelendung und tiefe Strukturveränderungen der Wirtschaft aus. Noch widerstanden die Regierungen dem Verlangen des Volkes nach nationaler Einheit und Demokratie. Oppositionelle Bestrebungen wurden scharf unterdrückt. Kurz vor und in der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848 bis 1849 formierten sich erstmals zwei Strömungen der organisierten Arbeiterbewegung: der recht kleine Bund der Kommunisten unter Führung von Karl Marx und Friedrich Engels vornehmlich im Westen Preußens sowie die Arbeiterverbrüderung mit annähernd 15.000 Mitgliedern unter der Leitung von Stephan Born vornehmlich in Berlin, Sachsen und in Teilen Nord- und Süddeutschlands. Während zwischen Revolution und Reichsgründung (1871) die Industrialisierung ungemein an Fahrt gewann, liberalisierte sich das politische Klima nach einem Thronwechsel in Preußen. Ferdinand Lassalle gründete 1863 in Leipzig den "Allgemeinen deutschen Arbeiterverein", der sich auf dem Gothaer Kongress 1875 mit der 1869 von August Bebel und Wilhelm Liebknecht in Eisenach gegründeten "Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" zur "Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands" vereinigte.

und Sparsamkeit, verbunden und getragen durch Bildung und Sittlichkeit, die Minderung und möglichste Beseitigung der unleugbaren socialen Schäden herbeiführen können.“²²

Zum geregelten Tagesablauf gehörten auch die Mahlzeiten, die zu festen Zeiten eingenommen wurden. Dazu fanden sich alle Hausgenossen am gemeinsamen Familientisch zusammen. Gebrüht wurde zwischen 7 und 8 Uhr, das Mittagessen gab es zwischen 12 und 13 Uhr. Gegen 4 Uhr nachmittags gab es zusätzlich noch Kaffee mit Butterbrot, und das Abendessen war gegen 20 Uhr. Die Weber aßen gewöhnlich erst nachdem sie ihr Tagewerk beendet hatten gegen 21 Uhr zur Nacht. Zum Frühstück gab es Kaffee mit Zusatz von Milch, dazu Brot mit Butter und Käse, oder mit Butter und Birnen-, Apfel- oder Möhrenkraut. Öfter gab es anstatt des Butterbrotes auch Kartoffeln, die vom vorigen Abend übrig geblieben und aufgewärmt worden waren. Auf den Bauernhöfen gab es für die Dienstleute auch schon mal eine Milch- und Mehlsuppe, mit Butterbrot, Kuchen oder Kartoffeln zum Frühstück.

Das Mittagsmahl bestand aus Suppe, die aus Milch, Buttermilch, aus Milch mit Mehl, Gerste, Grütze, Reis oder aus Kartoffeln und Zwiebeln zubereitet wurde. Im Sommer kamen auch Schnibbelbohnen, frische Erbsen, im Herbst Rüben oder in Würfel geschnittene Möhren mit weißen Bohnen in den Suppentopf. Im Winter bestand die Suppe aus Erbsen, weißen Bohnen, eingemachten grünen Bohnen, aus gehacktem Spinat oder Winterkohl²³, der auch Kurzmus²⁴ genannt wurde. Nach der Suppe gab es je nach der Jahreszeit frisches oder eingemachtes Gemüse, das häufig mit Kartoffeln vermischt wurde. Einige dieser Gerichte haben sich bis heute erhalten, wie z. B. „Wirsing durcheinander“ oder „Grünkohl durcheinander“. Dazu wurde in der Regel Schweinefleisch gegessen. Rindfleisch und Kalbfleisch gab es, wenn überhaupt, nur ausnahmsweise an Sonn- und Feiertagen. Auch Rindfleisch-, Kalbfleisch- oder Hühnersuppe kam nur an besonderen Festtagen auf den Tisch. Wöchentlich einmal gab es an Stelle des Gemüses Buchweizen- oder Weizenpfannkuchen. Diese wurden mit Hefe angerührt und in Butter, Fett oder Öl gebacken, und mit Butter oder Kraut genossen.

Zum Abendessen gab es Buttermilch und Kartoffeln, oder je nach Saison Garten- oder Feldsalat, fein geschnittenem Kopfkohl²⁵ mit Kartoffeln, oder Gurken. Zu den Kartoffeln wurde auch wohl roher Zwiebel genossen, und zu fast allen Speisen, selbst zur Suppe, wurde reichlich Schwarzbrot verzehrt.

²² Dr. Schmitz, HBV 1964, S. 57

²³ Grünkohl

²⁴ Rübstiel (Stielmus oder Stengelmus). Rübstiel sind die jungen Blätter der Weißen Rübe. Sie wird so dicht ausgesät, dass sie lange Blattstiele bildet. Die Rüben bleiben dabei klein.

²⁵ Unter Kopfkohl werden diejenigen Kohlsorten zusammengefasst, deren leicht wachsartige Blätter am kurz gestauchten Spross einen festen, runden Kopf bilden, also Weißkohl – einschließlich der Sonderform Spitzkohl –, Rotkohl und der leicht krausblättrige Wirsing. Nicht dazu gehören dagegen Grün- und Braunkohl, Rosenkohl, Brokkoli und Kohlrabi.

Die regelmäßig wiederkehrenden Speisen hatten ihre bestimmten Wochentage, andere folgten einer gewissen Ordnung. So war es z. B. Brauch, dass am St. Martins-Abend und an den Fastnachtstagen in allen Häusern Buchweizen-Pfannkuchen gebacken wurde. „Bei verschiedenen Festen sind außerdem noch eigentümliche Backwerke gebräuchlich; zum Neujahr die Neujahrs-Bretzel“, so Dr. Schmitz.

Kaltes Wasser tranken die Menschen nicht gerne. Vielleicht waren Geruch und Geschmack des Wassers doch zu sehr von den nahe gelegenen Abortgruben beeinträchtigt. In den heißen Sommertagen stillten sie ihren Durst mit gekochter Buttermilch, kaltem Kaffee, Bier, oder auch Wasser, dann aber mit einem Zusatz von Branntwein.

Kaffee wurde immer beliebter. Man trank ihn schwach und mit Zichorien versetzt. Tee dagegen war wenig beliebt und Schokolade konnten sich nur die erlauben, die besser gestellt waren.

„Unter den niederen Ständen“ war auch der Branntwein ein beliebtes Getränk, der aber fast nur morgens genossen wurde, um die Lebensgeister zu wecken. Der meiste Branntwein wurde aus Kartoffeln gebrannt und man trank ihn entweder rein, oder süß, bitter oder mit Anis.

Zudem nahm der Konsum an Bier immer mehr zu, und zwar quer durch alle Bevölkerungsschichten. Und so war es nicht verwunderlich, dass an Stelle der früheren Branntweimbrennereien immer mehr Bierbrauereien entstanden. Laut Dr. Schmitz wurde Bier „in großen Mengen getrunken, in der Regel 2 bis 6 Gläser abends im Wirtshaus.“ Doch auch schon damals zeigte der übermäßige Bierkonsum seine ungewollten Folgen: „Das hiesige Bier verursacht, in größeren Quantitäten genossen, Kopfschmerzen“, heißt es weiter, eine Erkenntnis, die auch heutzutage nichts an ihrer Richtigkeit verloren hat.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Wirtshäuser alle nicht besonders groß, zudem mangelte es darin an der nötigen Reinlichkeit. Wie in den Wohnhäusern waren die Fenster klein und oft nicht zu öffnen, so dass die Luft in den oft überfüllten Schankräumen, die im Winter meist noch überheizt waren, zum Schneiden war. Das lag nicht nur an den menschlichen Ausdünstungen, sondern vor allem an einem übermäßigen Tabakgenuss, denn Pfeiferauchen, und das fast ständig, war ein Zeichen von Männlichkeit. Die ländliche Bevölkerung raucht den so genannten „AB“²⁶, der in Duisburg hergestellt wurde, und zwar aus Ton- oder Holzpfeifen. Bei der mittleren und höheren Klasse dagegen wurde das frühere ausschließliche Pfeiferauchen allmählich durch das Zigarettenrauchen fast gänzlich verdrängt. Vor allem nach dem Kirchenbesuch an den Sonn- und Feiertagen wurden die Wirtschaften, die es nach Meinung von Dr. Schmitz in zu großer Anzahl gab, stark

²⁶ Aus Amerika war eine neue Tabakmischung zu uns gekommen, die "American Blend" hieß. es war eine Mischung aus Virginia-, Burley- und türkischem Tabak. Ihr Vorteil gegenüber den bisherigen Sorten bestand darin, dass sie milder und vor allem billiger war.

besucht. Denn die Sonntagsmessen mit anschließendem Frühschoppen waren Treffpunkte für alle diejenigen, die sich wegen der oft weit aus einander liegenden bäuerlichen Anwesen in der Woche kaum begegneten. Es waren regelrechte Nachrichtenbörsen, denn hier wurden Neuigkeiten verbreitet, Erfahrungen ausgetauscht und auch der eine oder andere Klatsch weitergegeben. Eine Angewohnheit, die sich bis in die 1960er/70er Jahre erhalten hat. Oft gingen die Männer, die hinten in der Kirche unter dem Turm standen auch schon beim Beginn der Predigt nach draußen, um entweder zu rauchen oder in einer der nahe gelegenen Kneipen ein schnelles Bier zu trinken, so dass sie pünktlich zum Schlussegen wieder da waren.

Bei Branntwein, Bier und Tabaksqualm wurde nicht nur palavert, sondern auch häufig Karten gespielt.

Von den heutigen Unterhaltungsangeboten konnten die Menschen im 19. Jahrhundert nur träumen. Radio und Fernsehen gab es noch nicht. Hausmusik konnten sich nur die wenigen Bessergestellten leisten und so ging man abends „mit den Hühnern“ ins Bett und stand beim Morgengrauen wieder auf. Entspannung sucht man beim Scheibenschiessen, Bügeln und Kegeln, oder in Gesang, Musik und Tanz²⁷.

Tanzsäle gab es nämlich mittlerweile fast überall. Aber auch diese waren für die vielen Menschen, die darin ihr Vergnügen suchten, viel zu klein, schlecht belüftet und von zweifelhafter Hygiene. Die Älteren unter uns erinnern sich sicherlich noch an die kleinen Säle, z. B. im Hotel Stehr, Hotel Rath oder gar bei Kammels in Lüttelforst. Auch wenn es für derartige Säle heutzutage keine Betriebslaubnis mehr gäbe, so haben doch auch wir noch viel Freude darin gehabt, wenn z. B. am 2. Weihnachts- oder 2. Ostertag oder am Karnevalsabend beim Altweibertreiben bei Kammels die Luft so stickig war, dass man schon eine gute Kondition mitbringen musste, um nach den Tänzen wieder einigermaßen zu Atem zu kommen, das (Kondens-) Wasser die Wände herunter lief, der Gang zu den Toiletten ständig verstopft war und die Waschgelegenheit für alle Anwesenden in einem kleinen Miniaturwaschbecken mit tröpfelndem Wasserhahn bestand. Dr. Schmitz mag zwar damals diese Zustände richtigerweise als wenig gesundheitsfördernd angesehen haben, doch den Menschen, die sich

²⁷ Das Bügelspiel ist ein mit dem Kegeln verwandter Sport und ein Geschicklichkeitsspiel. Es wurde im Jahre 1331 zum ersten Mal in Lüttich erwähnt und heute noch manchmal im niederrheinisch/niederländischen Grenzgebiet gespielt. Eine Bügelbahn gibt es in Grefrath in der Anlage des Museums Dohrenburg. Als Spielmaterial werden vier Kugeln benutzt. Jede ist etwa 4 kg schwer und hat einen Durchmesser von ca. 18 cm. Die Kugeln werden mit Hilfe eines Schlägers oder einer Schuppe bewegt. Die Bügelbahn ist an drei Seiten mit einer ca. 70 cm hohen Holzwand umkleidet, um Verletzungen der Zuschauer zu vermeiden. An der Vorderseite der Bahn befindet sich eine Rinne. Insgesamt ist die Bahn 10 x 5 m groß; ca. 2,50 m von der hinteren Holzwand entfernt, ist ein eiserner Ring, der „Bügel“, im Boden eingelassen. Dieser hat einen Durchmesser von ca. 28 cm. Ziel des Spieles ist es, seine eigene Kugel von der Rinnenseite aus durch diesen Bügel zu spielen.

einer ausgelassenen Freude hingeben wollten, war das einerlei, genauso wie uns in den 1960er Jahren.

Für weitere Abwechslung und Zerstreung sorgten die Volksfeste, die damals noch hochwillkommen waren und rege besucht wurden. Und da es ja nichts anderes gab, nahm auch so gut jeder daran teil. Das waren die Frühjahrskirmes, die Herbstkirmes, das Erntefest und der Vogelschuss. Eine Sommerkirmes gab es nicht, und so wurde mit der Frühkirmes das Schützenfest gefeiert.

Etwas genauere Nachrichten über diese Jahrmärkte haben uns französische Ingenieur-Geographen hinterlassen, die mit den Revolutionstruppen zu uns gekommen waren. Denn damit die französische Zentralregierung sich ein Bild über die eroberten Gebiete machen konnte, mussten ausführliche Berichte nach Paris gesandt werden. In einem dieser Berichte heißt es: „Die Jahrmärkte können in diesem Canton²⁸ als kleine Märkte angesehen werden. So finden sie statt: ... in Bourg Waldniel am 5. April und 7. Oktober – ebenfalls Viehverkauf.“²⁹ Das heißt, dass mit den Kirmessen in den größeren Orten meistens Märkte verbunden waren. An den Marktständen wurden alle möglichen Dinge zum Kauf angeboten, von den einfachsten Haushaltswaren über Acker- und Gartengeräte bis hin sogar zum Viehverkauf.

Die Kirmestage waren insbesondere Festtage für die Jugend. Bei den Tanzveranstaltungen, die an diesen Tagen abgehalten wurden, konnte sie sich einmal so richtig „austoben“. Es wurde getanzt, dass die Sohlen qualmten. Die damals modernen Tänze wie Walzer, Schottisch,³⁰ Galoppade³¹ oder Polka-Mazurka³² wurden dann „in rasender Hast nacheinander abgetanzt, wobei der Körper auf unnatürliche und gefährliche Weise erhitzt wird“, so Dr. Schmitz.

Ob dies dazu führte, dass es bei diesen Festen auch häufig zu Raufereien und Schlägereien kam, wobei nicht selten ein Messer als Angriffswaffe benutzt wurde? Oder waren es doch eher spezielle Charaktereigenschaften einzelner, die zu diesen Auswüchsen führten?

²⁸ Gemeint war der Kanton Bracht, zu dem auch Waldniel gehörte.

²⁹ Völz, Der Canton Bracht, HB 1990 und 1991

³⁰ Der Schottisch ist ein deutscher, österreichischer, schweizerischer und schwedischer Volkstanz. Er ähnelt der Polka und ist verwandt mit dem Rheinländer.

³¹ Galoppade (franz.), Tanz deutschen Ursprungs (Hopser, Rutscher), in 2/4-Takt, seit 1824 üblich, dann wesentlich modifiziert. Anfangs umfassten sich die Tanzenden nur mit einem Arm und schritten gemeinschaftlich stets mit einem Fuß, den andern nach sich ziehend, vorwärts, wobei von Zeit zu Zeit der vorschreitende Fuß und der umfassende Arm gewechselt wurden.

³² Die Polka-Mazurka ist ein Mischstanz aus Polka und Mazurka. Der Name „Mazurka“ (Masurek, Masorisch) kommt von Masuren und ist der polnische Nationalstanz. Er kam an den Hof August III. von Sachsen (1733-1763) und damit in die feinen Salons. Nachdem seit 1844 die Polka in Europa mit großer Begeisterung getanzt wurde, trachtete man danach, Variationen in diesen Tanz zu bringen. So entstand die Polka-Mazurka, die nach einem Bericht von der Großfürstin Maria Nikolajewna von Russland erfunden, bzw. zuerst getanzt worden sein soll. Von Russland verbreitete sie sich schnell nach Paris und weiter nach ganz Europa.

Nach den Aufzeichnungen des Dr. Schmitz zeichneten sich in dieser Hinsicht bestimmte Ortschaften besonders aus. Daher lohnt es sich, hier mal einen kleinen Abstecher zu einer Passage zu machen, in der Dr. Schmitz über den Charakter der Viersener schreibt. Darin heißt es: "Der ursprüngliche Volkstypus erhält sich am längsten beim Landbewohner und gemeinen Manne, da er nicht so sehr unter dem Einflusse des verflachenden und ausgleichenden Stadtlebens steht. Und so ist er denn der Masse nach nicht zuvorkommend, nicht leicht zugänglich, sondern eher zurückhaltend. ... Der Fremde und Eingewanderte fühlt sich hier nicht so bald heimisch. ... In den untersten Volksschichten tritt häufig Rohheit und Rauflust zu Tage und nirgends wird dabei so leicht vom Messer Gebrauch gemacht wie hier. Ein Zeichen des diesen Leuten inwohnenden Vandalismus ist, dass die jungen Baumpflanzungen an den Chausseen regelmässig zerstört werden, was anderwärts selten vorkommt."³³

Abgesehen von den Kirmessen und kirchlichen Festen gehörten zu den Volksfesten der Karneval, der St. Martins-Abend und der Nikolaustag, wobei die beiden letzteren vor allem Freudentage für die Kinder waren, an denen es jedoch kein Schulfrei gab. Bildung und Schule wurden auf dem Lande zwar nicht so groß geschrieben wie heute, doch der Besuch einer Elementarschule³⁴ war für den ganzen preußischen Staat vorgeschrieben und wurde durch eine ausreichende Zahl von Schulen und Lehrern sicher gestellt, so auch in Amern und Waldniel. In einigen Orten wurde der Unterricht für die Mädchen durch geistliche Schulschwestern geleitet. Schulen für den höheren Unterricht, zu denen auch kirchliche Schulen gehörten, gab es in Viersen, Dülken, (Rhein-)Dahlen, Wegberg, Waldniel (Rektoratschule), Krüchten, Kaldenkirchen und Lobberich. Eine höhere Schule für Mädchen bestand in Viersen und Dülken. Über die Schule in Amern lesen wir nachher in dem Bericht von August Wentges: „Es gab damals in meinem Heimatdorf nur einen einzigen Lehrer, der zirka 100 Kinder zu unterrichten hatte.“

³³ dazu auch: Prof. Peters in HB 1997, S. 162 f.

³⁴ gemeint ist das Volksschulwesen.

Schon früher war darüber diskutiert worden, ob ein Lehrer 100 Kinder unterrichten könne oder nur 80 oder gar nur 60. Man entschied sich zu einer Schülerzahl zwischen 80 und 100, wobei gerade auf dem Lande die Zahl 100 für die maximale Klassengröße (genauer Schüler-Lehrer-Relation) aktuell blieb.
dazu auch: http://tiss.zdv.uni-tuebingen.de/webroot/g10/ghnss01_S99_1/geiger4.htm:
1854 wurde für Preußen die einklassige Elementarschule zur Regelschule erklärt. Damit wurden die bisher schon auf dem Land praktizierte Politik der radikalen Bildungsbeschränkung sowie die zentrale Rolle des Religionsunterrichts in den Volksschulen noch einmal festgeschrieben. Das praktische Leben und dessen Bedürfnisse wurden als Richtschnur für den Lehrstoff angeführt. Zu jener Zeit war die Stellung der Kirchen und ihrer Geistlichen, sowie ihr Einfluss in weltlichen Dingen besonders auf dem Land nicht zu unterschätzen war. Der federführende Referent für das Volksschulwesen, Ferdinand Stiehl, sah es als vornehmstes Erziehungsziel der Schule an, die Kinder in eine kirchliche und nach "christlichen" Geboten ausgerichtete "gottgewollte" weltliche Ordnung einzubinden, an deren Spitze der Landesfürst stand. Dennoch boten die Regelungen von 1854 jedem unterrichtspflichtigen Kind ein Mindestmaß an Bildung, was allerdings auf dem Land vielfach noch nicht einmal erreicht wurde.

Zur Fastnacht gab es früher in vielen Dörfern das so genannte Gans-Reiten. Dazu wurde am Rosenmontag eine Gans zwischen zwei Bäumen an den Füßen aufgehängt. Reiter versuchten dann, ihr im Galopp den Kopf abzureißen. Der Sieger war der „Gänsereiterkönig“ für ein Jahr. Die Gans wurde später gemeinsam verzehrt. Seit 1806 war es jedoch verboten, eine lebende Gans zu verwenden, und so wurde dem armen Opfer zuvor „der Hals umgedreht“. Obwohl dieser Brauch noch vor dem letzten Krieg am Niederrhein vereinzelt vorkam, wurde er aber in unserer Gegend schon zur Zeit der Aufzeichnungen des Dr. Schmitz nicht mehr ausgeführt. Die Bauernburschen begnügten sich schon damals damit, den benachbarten Dörfern zu Pferde einen Besuch abzustatten, wobei sie tapfer versuchten, sich gegenseitig „unter den Tisch“ zu trinken, um anschließend genau so tapfer, aber eher mehr waghalsig als mutig nach Hause zu reiten.

Am St. Martins-Abend wurde auf einem Feld ein großes Feuer angezündet und die Kinder zogen vereinzelt oder in kleinen Gruppen mit selbst gebauten Fackeln durch die Strassen, um sich durch den Gesang von St. Martinsliedern kleine Gaben wie z. B. Obst oder Nüsse zu erbetteln. Im Prinzip war es so, wie auch wir es als Kinder noch erlebt haben, und wie es heute noch überwiegend ist, nur, dass es damals keinen wohlgeordneten St. Martinszug gab und keinen St. Martinsverein, der das alles organisierte. Wer erinnert sich nicht an die Lieder, die früher vor den Haustüren gesungen wurden? „Hier wohnt ein reicher Mann, der uns was geben kann ...“ Und wehe, er gab nichts. Dann schallte es die ganze Straße herunter: „Dat Huus, dat steht op eene Pinn, da wont deä XY-Jitzhals drin. Jitzhals! Jitzhals! Jitzhals!“

Der medizinische Fortschritt war Mitte des 19. Jahrhunderts bei weitem noch nicht so weit vorangeschritten wie etwa vor 50 Jahren, doch gab es damals schon bei den ausgebildeten Ärzten erhebliche Ressentiments gegen die noch immer weit verbreitete so genannte Aftermedizin, also gegen das Baderwesen und Quacksalberei. Die Menschen, vor allem die mit geringerer Bildung, waren noch reich an Vorurteilen gegen die neuartigen Heilmethoden der Ärzte. Standen diese doch oft im direkten Gegensatz zu den ihnen bekannten althergebrachten Mitteln. Die Ärzte hatten daher häufig mehr mit den Vorurteilen der Kranken und deren Angehörigen gegen ihre Behandlungsmethoden zu kämpfen, als mit den Krankheiten selbst. So wundert es nicht, dass die Mehrzahl der Menschen damals immer noch sehr ihren altbekannten Quacksalbereien vertraute, so z. B. der Uroscopie (Harnschau)³⁵, weil sie fest daran glaubten, dass man dadurch alle Krankheiten erkennen könne.

In dem heute zu Hückelhoven gehörenden Ortsteil Busch und später in Wassenberg praktizierte zu jener Zeit ein Mann namens Küsters die Uroscopie. Dieser hatte wohl den ganz besonderen Groll des Dr. Schmitz auf sich gezogen, der das alles für Humbug hielt. Und so wetterte Dr.

³⁵ Die Uroscopie oder Harnschau ist die zu diagnostischen Zwecken durchgeführte Betrachtung und Prüfung von chemisch unverändertem Urin. Diese war über viele Jahrhunderte seit dem Mittelalter bis weit in die frühe Neuzeit hinein das wichtigste diagnostische Mittel im Bereich der Humoralpathologie (Säftelehre) der Medizin.

Schmitz drauf los und lässt eine mit Herzblut geschriebene Kampfansage gegen diese vorsintflutlichen Methoden vom Stapel. Die wenigsten von denen, die es eigentlich anging, werden vom diesem vernichtenden Urteil aus berufenem Munde gehört haben, aber lesen Sie selbst: „Wo ist der Arzt, darf man fragen, der einen solchen Zulauf von Nah und Fern wie der sogenannte Küsters zu Busch, unweit Erkelenz, hätte. Kaum gibt es einen Chronisch-Kranken aus der ungebildeten Volksklasse auf viele Meilen Entfernung, der ihm nicht, wenigstens einmal, seinen Urin zur Beschauung zugeschickt hätte. Überall gehen regelmäßig Boten, schwer mit Urinflaschen beladen, früher nach Busch, jetzt nach Wassenberg. Die von ihm verschriebenen Recepte bestehen meist aus Species oder Latwergen³⁶ und diese aus einem Dutzend Ingredienzien. Die geschriebene Diagnose ist den Recepten beigegeben, da es den Patienten hauptsächlich darum zu thun ist, zu wissen, was ihnen fehlt. Seit einigen Jahren übt Küsters die Praxis mit seinem Sohne, medicus rite promotus³⁷, gemeinschaftlich aus, indem ersterer den diagnostischen Theil nach den Mysterien der Uroscopie, letzterer den therapeutischen besorgt. Es sind der Beläge genug, um eine Kurpfuscherei zu constatiren, die in grossartiger Weise zum Hohne des gesunden Menschenverstandes auf die Thorheit und den Aberglauben der bildungslosen Menge spekulirt, abgesehen davon, welchen Schaden sie, da die Diagnose wie die Therapie unmöglich eine richtige sein kann, der relativen Gesundheit zufügen muß. Auf der anderen Seite ist und bleibt es wahr: mundus vult decipi³⁸. Da Dummheit eine grössere Macht ist als Bildung und Civilisation, so haben Humbug und Charlatanerie zu allen Zeiten und auf allen Gebieten ihre Triumpfe gefeiert und ihre Geschäfte gemacht, sogar mit Vorliebe auf dem der Medizin, welches seiner Natur nach eben diesen Geschäften so fern als möglich zu liegen scheint.“

Im Gegensatz zur Uroscopie war zum Glück die unselige Angewohnheit, Kranke durch Aderlässe zu behandeln, so langsam außer Gebrauch gekommen, denn meistens schwächten solche Prozeduren die Kranken mehr, als sie ihnen helfen konnten. Bei den hier wohnenden Holländern wurde jedoch immer noch bei jedem noch so leichten Unwohlsein fleißig zur Ader gelassen, da sie das schon von Jugend an nicht anders gewohnt waren.

Etwa um die gleiche Zeit waren die Menschen aus dem Münsterland, Holland, Ostfriesland und auch viele Bewohner des Niederrheins in Scharen nach Boele³⁹ gepilgert, weil dem dort amtierenden katholischen Pfarrer Wilhelm Hecking⁴⁰ wundertätige Heilkräfte zugesprochen

³⁶ Latwerge von lateinisch Electuarium bezeichnet ursprünglich eine Arzneimischung in Form eines steifen Breis zur oralen Einnahme, bestehend aus Pulvern und weichen oder flüssigen Komponenten (oft Sirup, Honig oder Mus).

³⁷ nach herkömmlicher Art ausgebildet

³⁸ Die Welt will betrogen werden.

³⁹ Boele (Aussprache: Böhle) ist ein Ortsteil der kreisfreien Großstadt Hagen im östlichen Ruhrgebiet.

⁴⁰ Hecking wurde 1837 mit 37 Jahren zum Pfarrer gewählt und blieb im Amt bis zu seinem Tod am 01.02.1890. Er war in Boele verantwortlich für den Bau der neuen Pfarrkirche (1877 bis 1889). Weiterhin veranlasste er den Bau des Boeler Krankenhauses, des St. Johannes-Hospitals. Zusätzlich kaufte er ein Haus, das zu einem

wurden. Nach einer Cholera-Epidemie hatte Pastor Hecking 1867 zwei Franziskanerinnen zur Betreuung der Kranken nach Boele geholt, die ab 1869 Kranke und Waisen in einem Fachwerkhaus versorgten, anscheinend mit gutem Erfolg. Zahlreiche Kranke aus dem In- und Ausland strömten nun nach Boele, um dort Heilung von ihren Krankheiten zu finden. Zeitweise war der Zustrom so groß, dass die Eisenbahnzüge kaum im Stande waren, die Massen zu befördern. Da sich aber bald herausstellte, dass auch Pfarrer Hecking keine Wunder vollbringen konnte, blieben sie zuletzt enttäuscht zu Hause. Pfarrer Hecking, dem der ganze Wirbel um seine Person wohl nicht besonders zugesagt hat, soll selbst über sich gesagt haben: "Obwohl ich im verflommenen März 50 Jahre geworden bin, seitdem Kranke zu mir kommen, so habe ich dennoch keinen einzigen geheilt. Ich bin kein Arzt, sondern bloß Assistenzarzt bei demjenigen, der keine unheilbaren Krankheiten⁴¹ kennt." Dennoch wird er auch heute noch von vielen Menschen in Boele verehrt.

Es sollte noch sehr lange dauern, bis die Menschen von ihren althergebrachten Praktiken und Gewohnheiten abließen und sich vertrauensvoll in die Hände gut ausgebildeter Ärzte begaben. Noch um das Jahr 1900 lebte in Ungerath ein Gesundbeter: Cruene Martin⁴². Er war bekannt als so genannter Symphatöer, zu dem die Menschen kamen, um sich durch Handauflegen und Gebete von ihren Krankheiten heilen zu lassen. Er war ein „Heilpraktiker mit Gebeten“, und wurde insbesondere aufgesucht bei Kinderkrankheiten und bei „Krämpf, Tonkpinn oder Buekpinn“.⁴³ Wie erfolgreich er mit seiner Gesundbeterei war, ist leider nicht überliefert, doch dürften sich seine Erfolge in Grenzen gehalten haben, denn sonst wären wohl auch zu ihm die Menschen in Scharen hingelaufen, wie Jahre zuvor zu dem Pfarrer Hecking nach Boele.

Noch eine letzte kuriose Begebenheit aus jener Zeit soll hier kurz wiedergegeben werden, bevor wir uns den Aufzeichnungen des August Wentges zuwenden: Im September 1867 wurde in dem so genannten Printzenpesch bei Frankenmühle durch Zufall eine Höhle entdeckt, welche sich bei näherer Untersuchung als die Werkstätte eines Falschmünzers erwies. Die besagte Höhle befand sich im dichtesten Gestrüpp. Ihre Öffnung war gerade so groß, dass ein Mann hindurchschlüpfen konnte und war mit Rasen verdeckt. In der Höhle befanden sich Abfälle von Zinn oder einer ähnlichen Substanz, augenscheinlich aber der Stoff, woraus falsche Münzen gefertigt wurden. Des Weiteren gab es Kohlenüberreste und einige Ziegelsteine, sowie Stroh und einen kleinen Spaten. Zur gleichen Zeit, als diese Höhle entdeckt wurde, hatte man in Holland den Schneider Herx aus Waldniel bei dem Versuch verhaftet, Falschgeld in Umlauf zu bringen. Besagter Herx hatte bereits früher mehrere Jahre wegen Falschmünzerei im Zuchthaus verbracht. Und weil er im Sommer häufig in der Nähe der

Waisenhaus umgestaltet wurde. Später wurde darin eine Schul- und Erziehungsanstalt für Soldatenkinder eingerichtet. 1919 wurde diese Einrichtung aufgelöst.

⁴¹ Hiermit meint er seine Berufung als Priester.

⁴² wahrscheinlich: Martin Cronen

⁴³ Krämpfe, Zahnschmerzen und Bauchschmerzen.

Höhle gesehen worden war, wurde er nun mit der Höhle in Amern in Verbindung gebracht. Da half kein Leugnen und kein Abstreiten: das Gericht in Kleve glaubte seinen Unschuldsbeteuerungen nicht und verurteilte ihn zu acht Jahren Zuchthaus.⁴⁴

So also waren sie gewesen, die allgemeinen Lebens-, Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse der damaligen Zeit. Arm und einfach lebten die meisten, und hart war oft der Kampf um das tägliche Brot. Der Tagesablauf der Menschen wurde bestimmt von der Arbeit. Freizeit gab es so gut wie nicht, und oft genug machte die Natur durch ihre Launen ein ganzes Tagewerk oder mehr zunichte. Gleichzeitig waren die Menschen aber viel genügsamer als heute, auch wenn viele mit ihrem Los nicht zufrieden waren. Die Obrigkeit galt noch etwas in diesem Teil des Staates Preußen, und die Bürgermeister jener Zeit hatten ein weitaus geringeres Arbeitspensum und ruhigeres Leben als heutzutage.

Johann Wilhelm Wentges⁴⁵, der Bürgermeister der Jahre 1851 bis 1861, war kein gebürtiger Amerner. Die Familie stammte ursprünglich aus Dülken und hatte sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet, zunächst als Fassbinder, Bäcker und Weber. 1780 war sein Vater, Melchior Valentin Wentges, nach Viersen gezogen, wo er 1803 als „adjoint-maire“, also als Beigeordneter des Bürgermeisters starb. Es war die Zeit nach der Besetzung unserer Heimat durch französische Revolutionstruppen als wir Teil der französischen Republik waren. Sein einziger Sohn, also Johann Wilhelm, verließ Viersen und ging zunächst nach Brüggen. Aber dort hielt es ihn nicht lange und so zog es ihn nach Amern St. Anton, wo er viele Jahre bis zu seinem Tode lebte und wo er von 1851 bis 1861 die Geschicke von Amern und Dilkrath geleitet hat. 1823, also 28 Jahre zuvor, waren die Gemeinden Amern St. Anton und Amern St. Georg dem preußischen Verwaltungsbezirk Brüggen zugeteilt und von da an bis zum Jahre 1851 durch Vorsteher verwaltet worden. Wenn auch diese Vorsteher ihre Dienstanweisungen von den jeweiligen Bürgermeistern von Brüggen erhielten, so konnten die Amerner Gemeinden doch stets eine eigenständige Kommunalverwaltung behalten.⁴⁶ Im Jahre 1851 erfolgte wieder eine Lostrennung von Brüggen und die beiden Amerner Gemeinden bekamen bei getrennter Verwaltung einen gemeinsamen Bürgermeister. Dies war Johann Wilhelm Wentges. 1861, also zum Ende seiner Tätigkeit als Bürgermeister, betrug die Bevölkerung in der Gemeinde Amern St. Anton 1545 Personen, 1867 bereits 1621, was in den wenigen Jahren eine recht ansehnliche Zunahme von 76 Personen ausmachte.

⁴⁴ Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 1982, S. 47

⁴⁵ Johann Wilhelm Wentges, geboren am 7. September 1793 in Viersen, gestorben am 29. November 1861 in Amern St. Anton, war Bürgermeister von Amern St. Anton, St. Georg und Dilkrath von 1851 bis 1861. Amern St. Anton hatte im Jahre 1767 nur 934 Einwohner.

⁴⁶ Willi Arretz, Aus alter Zeit, in: Heimatbote für Amern und Dilkrath 3/79. Willi Arretz hat eine im Kreisarchiv in Kempen vorhandene alte Ortschronik von Amern durchgearbeitet und die interessantesten Passagen nach und nach in dem „Heimatboten“ veröffentlicht.

Johann Wilhelm Wentges hatte auch ein reich gesegnetes Familienleben. Am 05. April 1815 heiratete er Anna Catharina Elisabeth Gielen aus Brüggem, mit der er acht Kinder hatte. Seine Ehefrau starb jedoch bereits am 10. Februar 1841. Zwei Jahre später, am 07. Januar 1843 heiratete er in 2. Ehe die Anna Maria Henriette Fetten, Witwe des Johann Heinrich Wirtz, aus Amern St. Anton. Mit ihr hatte er noch einmal 5 Kinder. Alle Kinder und später auch die Enkel des Johann Wilhelm Wentges betätigten sich als Kaufleute, Likör-, Wein- und Zigarrengroßhändler, Makler, Auktionator, Gastwirte und Destillateure. Die später in Waldniel auf der Dülkener Straße 50 angesiedelte Destillerie und Weinhandlung stellte sicherlich die Krönung der Familiengeschichte dar, und mit ihrem „Edelkorn“ und dem Branntwein „vom Alten Wentges“ waren sie noch lange Jahre nach dem Erlöschen der Firma im hiesigen Umland bestens bekannt.

Der Viertgeborene aus der ersten Ehe des Johann Wilhelm Wentges war Theodor Robert Wentges (* 09. Juli 1823), der später 30 Jahre lang Bürgermeister von Amern und Dilkrath war. Ihm gehörten auch die spätere Gaststätte Weertz in Amern St. Anton sowie der dazu gehörige Tanzsaal auf der gegenüber liegenden Straßenseite.

August Wentges⁴⁷, der Drittgeborene aus der zweiten Ehe des Wilhelm Wentges, hatte im Mai 1921, wenige Monate vor seinem Tod am 29. August 1921, die bereits angesprochenen Aufzeichnungen über seine Kindheit und die Bürgermeistertätigkeit seines Vaters in Amern verfasst, die nachstehend im Originaltext wiedergegeben werden:

Viersen, Mai 1921

Ich bin beinahe 75 Jahre alt geworden und möchte vor meinem Tode noch einiges aus meiner Jugend niederschreiben, in der Annahme, dass vielleicht meine Kinder sich dafür interessieren werden.

Die Erinnerungen beziehen sich in der Hauptsache auf das kleine Dorf Amern⁴⁸, worin ich in der Mitte der 1840er Jahre geboren bin.

Man nennt jene Zeit die alte gute Zeit und gewissermaßen ist die Bezeichnung richtig. Damals konnte man noch nicht die Ansprüche, die in den letzten Jahrzehnten die Welt beherrschen. Man lebte genügsam und zufrieden in den Tag hinein, einenteils weil man nichts besseres kannte und zum anderen, weil man mehr auf Religion hielt, die uns lehrt, dass Besitz neben Armut eine Einrichtung Gottes ist und dass der Arme im jenseitigen Leben für seine Entbehrungen vorab belohnt wird. Bares Geld war in jener Zeit auf dem Lande sehr rar, man brauchte es auch nicht, weil die mit Geld zu befriedigenden Bedürfnisse sich in der Hauptsache auf Steuer- und Zinszahlungen, die wenig ins Gewicht schlugen, und auf Anschaffung von Kleidungsstücken, worin man sehr bedürfnislos war, beschränkten. Es dürfte heute Staunen und Zweifel erregen, wenn man liest, wie damals die Arbeit entlohnt wurde und wie

⁴⁷ August Wentges, geboren am 22. September 1846 in Amern, gestorben am 29. August 1921 in Viersen, war als Kaufmann in Viersen tätig.

⁴⁸ gemeint ist Amern St. Anton

billig die der Ernährung und Bekleidung dienenden Sachen waren. Mein Vater war in den 1850er Jahren Bürgermeister von drei Dörfern⁴⁹. Sein höchstes Gehalt waren 500 Taler und davon musste er einen Sekretär aus seiner Tasche bezahlen. Er war ein Muster von Rechtschaffenheit und genoss dafür das uneingeschränkte Vertrauen seiner Mitbürger. Ich weiß aus meiner Kindheit, wie in zahllosen Fällen mein Vater in Anspruch genommen wurde um Streitigkeiten in den Familien zu schlichten und um Parteien zu versöhnen, die miteinander in Prozesse zu geraten drohten. In weitaus den meisten Fällen gelang meinem Vater auch die Friedensstiftung, und niemals hat er für seine Bemühung eine Bezahlung angenommen. Was mein Vater zum Besten seiner Mitbürger tat, betrachtete er als selbstverständlich – es war ihm zur Ehrensache geworden und er hatte seine Befriedigung dabei -. Das Gemeinde – Büro war ein ganz kleines Zimmer in unserem hause, wofür die Gemeinde eine Miet von 15 Talern pro Jahr zahlte. Mein Vater musste öfter nach Kempen, dem Sitz des Landratsamtes. Eine Eisenbahn dahin gab es noch nicht, und so musste mein Vater teilweise zu Fuß und teilweise mit der Post die Reise machen, oder er lieh sich von einem Bauern ein Pferd, um nach Kempen zu reiten.

Der Polizeidiener meines Geburtsdorfes, der Frau und eine Menge Kinder hatte, hat nie ein höheres Gehalt als 95 Taler jährlich gehabt. Das Einkommen setzte sich wie folgt zusammen:

Gehalt als Polizeidiener	30 Tales
Gehalt als Feldhüter	50 Taler
für Verlegen der Hölzer auf den Kommunalwegen	<u>15 Taler</u>
zusammen	95 Taler.

Das Feldhütergehalt wurde aus den Jagdpachtgeldern, soweit sie reichten, bezahlt und so hatte die Gemeinde nur eine Ausgabe von 45 Talern. Wenn dieser Polizeidiener in den 1860er Jahren, wo ich auf dem Gemeinde-Büro meines Geburtsortes tätig war, alle einige Jahre mal einen neuen Uniformrock nötig hatte, so schrieb ich ihm ein Gesuch an den Gemeinderat und dieser bewilligte dem Gesuchsteller nach langen Debatten eine Unterstützung von 5 – 10 Talern mit dem Anheimgeben, er möge für den Betrag einen alten Soldatenmantel in Venlo zu erwerben suchen und daraus den Uniformrock herstellen lassen.

Der alte Polizeidiener war immer noch eine Respektsperson in der Gemeinde, und namentlich die Bauern suchten mit ihm auf gutem Fuß zu stehen, und so kam es, dass der alte Mann, infolge des vielen Schnapseinschenkens seitens der Bauern, häufig schwer betrunken nach Hause kam. Es fiel bei den Gängen durch die Gemeinde auch noch wohl mal etwas in Gestalt von Wurst, Speck, Eiern etc. für die Familie ab. Im Nebenamte befasste sich der Polizeidiener mit Haarschneiden in seinem Hause, wofür er 4 Pfennige bekam, auch betrieb er etwas Charlanterie, so z. B. war ich als Junge mal bei ihm um mich von Zahnschmerz

⁴⁹ Johann Wilhelm Wentges, geboren am 7. September 1793 in Viersen, gestorben am 29. November 1861 in Amern St. Anton, war Bürgermeister von Amern St. Anton, St. Georg und Dilkrath von 1851 bis 1861. Amern St. Anton hatte im Jahre 1767 nur 934 Einwohner.

befreien zu lassen, wozu er folgende Behandlungsweise anwandte: Er wickelte ein Taschentuch ganz fest um ein Handgelenk, dann entnahm er einer lebenden Hecke ein einige Zoll langes Holzstäbchen, welches er zuspitzte. Damit stocherte er an dem kranken Zahn herum, bis Blut kam. Das Holzstäbchen musste zu der Hecke zurück getragen werden, und damit war die Behandlung zu Ende. Wenn eine solche Kur mal vorübergehend half, so war es der Suggestion zuzuschreiben. Der Mann glaubte aber selbst an seinen Unsinn und wir Kinder damals auch. Überhaupt war zu jener Zeit der Aber- und Hexenglaube auf dem Land noch viel vertreten. Ein Beispiel möchte ich herausgreifen: Wenn in den Sektionen jemand starb, so wurde, wenn es ein Erwachsener war, die Leiche in dem Sarge, der auf einigen Bündeln Stroh ruhte, auf einer Karre zum Kirchhof gefahren. Bei der Rückkehr nahm die Karre die Strohbunde wieder mit bis zu einem Kreuzweg, wo sie in Kreuzform niedergelegt wurden. Hier lagen sie häufig so lange, bis das Stroh verfault war. Durch das Ruhen des Sarges auf den Strohbunden und durch das spätere Hinlegen der Strohbunde an einem Kreuzwege galt die Hexe, die etwa noch in der Leiche hätte vorhanden sein können, als ausgetrieben. Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man solche Strohbunde häufig an den Kreuzwegen finden.

Es gab damals in meinem Heimatdorf nur einen einzigen Lehrer, der zirka 100 Kinder zu unterrichten hatte; die Gemeinde zählte zirka 1200 Einwohner. Bei jenem Lehrer besuchte ich von 1852 bis 1859 die Schule. Der Mann hatte als höchstes Gehalt 180 Taler, davon hatte er Frau und 5 Kinder zu unterhalten und Gelegenheit, nebenher zu verdienen, gab es nicht. Selbstredend war Mangel der tägliche Hausgenosse der Familie und zuletzt war die Verschuldung so groß, dass sich ein Schwager des Lehrers, der ein großes Geschäft in der Stadt betrieb, sich seiner annahm. Dies ist das Glück der Familie gewesen, und die mir befreundeten Söhne sind zu tüchtigen Menschen herangewachsen, die später hervorragende kaufmännische Stellungen bekleideten.

Die Genügsamkeit in jener Zeit war beispiellos, man kannte eben das Gegenteil nicht, und Hand in Hand damit gingen die billigen Lebensmittelpreise. Eier kosteten in den 1850er Jahren 3 alte Pfennige, man bekam 4 Eier für 12 Pfennige und 25 Stück für 60 Pfennige nach jetzigem Geld. Man muß nicht denken, dass mit den Eiern der Billigkeit entsprechend leichtsinnig umgegangen wurde; wir Kinder zu Hause bekamen in der Zeit, wo es viele Eier gab, höchstens Sonntags mal ein Ei, nur mit Ostern bekamen wir mehrere Eier und wurden dann auch von Verwandten beschenkt. Brot- und Fleischpreise waren sehr niedrig und am ersteren aßen die Leute sich satt; es war aber vorwiegend Schwarzbrot. Die Dienstboten bekamen in der Woche durchweg nur schwarzes Brot, nur Sonntags gab es ein paar Schnitten Graubrot, was aus gesiebtetem Roggenmehl hergestellt war. Mit Fleisch wurde äußerst sparsam umgegangen; bei den Bauern und auch bei den besseren Leuten wurde zur Winterszeit ein selbstgemästetes Schwein geschlachtet und dieses Fleisch musste bis zum nächsten Jahr reichen. Außer dem Freitag gab es in jedem Hause noch einen zweiten fleischlosen Wochentag, an dem meistens Buchweizen-Pfannkuchen gegessen wurde, der mit Öl

gebacken wurde. An den Fleischtagen gab es mittags in der Regel ein kleines Stück Speck, in seltenen Fällen ein Miniaturstückchen Schinken oder ein Endchen Wurst. Wurst war für uns Kinder eine Delikatesse, sie rührte immer von der eigenen Schlachtung her, und deshalb gab es dieses Gericht nur ein paar Mal im Jahre.

Die Sparsamkeit in der Lebensmittelweise in jener Zeit war grenzenlos und sie musste es sein, weil es sehr wenig bares Geld gab. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurde öfter für den Freitags-Mittagstisch bei einem Wirten des Dorfes 1 bis 2 eingelegte Heringe zu einem Groschen per Stück geholt und diese wurden dann je nach der Zahl der Personen in 6 und mehr Teile geteilt. Bratbückinge waren für uns eine Kostbarkeit; sie wurden aber immer nur in der billigsten Zeit gekauft, und wir Kinder und die Dienstboten bekamen davon nie mehr als einen halben Bücking. Nun wurde bei uns immer noch eine bessere Küche geführt wie in den meisten anderen Häusern und so gab es bei uns als Sonntagsgericht sehr häufig ein Suppenhuhn, was sehr billig war, denn man konnte ein fettes Huhn schon für 8 bis 10 Groschen kaufen. Das Huhn wurde mit Reis zu Suppe gekocht und das Huhn als Ragout mit Kartoffeln und Gemüse gegessen. Eine Ausnahme in der Lebensweise bildeten nur einige hohe Festtage, sodann Tage, wo wir Besuch hatten und nicht zu vergessen die Tage der zweimaligen Kirmes im Jahr. Dann ging es hoch her; es gab Korinthen-Weißbrot und zum Mittagstisch reichlich Fleisch. Zumeist wurde in der Woche vor der Kirmes ein ganzer Schinken gekocht, außerdem gab es Rindfleisch oder Braten. Feste außer den beiden Kirmestagen gab es im Jahr nicht. Das Kirmesfeiern galt in der Hauptsache dem Verwandtenbesuche, es wurde gut gegessen und getrunken, am Spätnachmittage der kleine Markt besucht, sodann wurden einige Glas Bier getrunken und der Tag war herum. Die jungen Leute allerdings gingen nachmittags zum Tanz und abends zum Ball, bei dem aber vielfach neben Wein auch Bier getrunken wurde. Bei dem Ball setzten sich die Familien zusammen, eine Bowle wurde bereitet aus einigen Flaschen Wein, denen 1 bis 2 Flaschen Mineralwasser zugeworfen wurde und die ganze Herrlichkeit kostete vielleicht 5 – 6 Mark. Fastnacht hatte in jener Zeit keine Bedeutung; Maskerade kannte man nicht, es wurde vielleicht in ein paar Sälen Tanzmusik abgehalten, im übrigen spielten die älteren Leute morgens und abends Karten, wobei ein paar Groschen verzehrt wurden und es wurde zeitig nach Hause gegangen. Die Bauernsöhne suchten ihr Vergnügen darin, dass sie zu Pferde bekannte Familien, wo unverheiratete Töchter waren, besuchten, von denen sie, wenn der Besuch günstig aufgenommen wurde, mit Bändern beschenkt wurden. Mit diesen wurden dann die Pferde geziert und wer von den Bauernburschen zuletzt die meisten Bänder hatte, war der Held des Tages. Die Kinderfeste waren St. Martin und der Nikolaus-Tag, an denen aber niemals der Schulunterricht ausgesetzt wurde. Am Martinsabende wurden Feuer abgebrannt, zu denen das Holz im Walde schon lange Zeit vorher zusammengesucht war, außerdem wurde noch Brandmaterial bei den Bauern geholt, die es freiwillig hergaben, wenn sie nicht wollten, dass es ihnen heimlich weggenommen wurde. Die Kinder zogen vereinzelt oder gruppenweise im Dorf herum mit Leuchten, die sie sich selbst aus ausgehöhlten Runkelrüben gemacht hatten, um sich Obst und Nüsse zu ersingen. Der Nikolaus-Tag war für die Kinder der

schönste Tag des Jahres, die Vorfreude begann schon eine Anzahl Tage vorher und trotz alledem kostete das Ganze den Eltern fast nichts.

Dass es bei diesen schwierigen Lebensbedingungen auch für einen Bürgermeister nicht möglich war, große Reichtümer anzuhäufen, versteht sich zwar von selbst, doch soll hier noch einmal Johann Wilhelm Wentges selbst zu Wort kommen, der am 04. Dezember 1860 in einem ergreifenden Brief an seine Frau und seine Kinder seinen letzten Willen kund tat:

An meine liebe Frau und Kinder!

Leider sehe ich mit großen Schritten den Zeitpunkt herannahen, wo ich euch verlassen muß. Sollte dieser Fall eintreten, so richte ich an euch alle die Bitte, euch mit Geduld in den Willen Gottes zu fügen und in Liebe und Einigkeit zusammenzuhalten, diese Gewissheit würde für mich ein großer Trost sein.

Euch unmündigen sage ich, haltet fest in Liebe und Gehorsam zu eurer Mutter, wendet alles an, derselben zu helfen und zu unterstützen, denn nur hierdurch werdet ihr euch den Weg zur Seligkeit bahnen. Kinder, lasset euch nicht durch schlechte Menschen verführen den Weg der Tugend zu verlassen. Haltet stets die Gebote Gottes, aber auch die Gebote der Kirche, wenn auch gewissenlose und schamlose Menschen es versuchen sollten euch davon abzubringen. Denn ohne Beobachtung der Religionsbräuche, ohne unsere Religion ist auch der tugendhafte stets in Gefahr.

Ihr werdet wenig Vermögen erben und seid daher zu eurem Fortkommen auf euren eigenen Fleiß angewiesen, ist müsset euch daher durch Fleiß und gutes Betragen so auszeichnen, dass alle braven Leute euch gerne ins Haus nehmen und alsdann ist an eurem Glücke nicht zu zweifeln. Nach meinem Tode soll Eduard nach Hause kommen um der Mutter zur Seite zu stehen, wie ich dieses auch mit Leo gesprochen habe, derselbe muß sich befleißigen, die Haus, Garten und Feldarbeiten zu erlernen und zu verrichten und auf die eine oder andere Art etwas außer dem Hause zu verdienen. Dieses ist keine Schande sondern Ehre für ihn, wenn derselbe auf diese Art Stütze der Mutter ist, so ist er gesetzlich militärfrei. August ist zwar früher zum studieren bestimmt, wenn aber keine Mittel dafür da sind, so halte ich es am besten, dass er Uhrmacher oder Goldarbeiter wird. Die kleine Juliane kann nötigenfalls die Putzarbeiten lernen um der Mutter zu ihrem Fortkommen zu helfen, auch dieses ist ehrenvoll und keine Schande.

Besonders liebe Kinder schränket euch in euren Auslagen ein, da das Einkommen nicht hinreichen wird große Ausgaben zu machen. An euch meine lieben Kinder, Minna nebst Lorenz und Anna Catharina richte ich die dringende Bitte eure Mutter und Geschwister bis zur vollendeten Erziehung Hilfe und Unterstützung angedeihen zu lassen, besonders bitte ich die liebe Minna stets gegen ihre Mutter freundlich zu sein und sich derselben mit Liebe und Geduld anzunehmen, sie wird dies nie bereuen und ihr eine Beruhigung im Alter sein. Auch an meine Kinder aus erster Ehe muß ich die Bitte richten, doch meiner Frau und euren Halbgeschwistern mit Rath und That beizustehen, mit für ihre Erziehung,

welche mir so sehr am Herzen liegt und das sterben sehr erschwert; ich halte mich überzeugt, dass ihr dadurch das Andenken eures Vaters ehret mir diese Bitte nicht abschlagen werdet.

*Ich bedauere aussprechen zu müssen, dass es mir nicht vergönnt gewesen euch Vermögen zu hinterlassen, , doch kann ich mit der Beruhigung sterben, dass ich das Vermögen nicht verschwendet, und nicht das Interesse eines Theiles zu Gunsten eines anderen Theils verlegt habe....
Vertraget und liebet euch untereinander denn es dauert hier nur kurze Zeit und betet ohne Unterlaß für das Seelenheil eures verstorbenen Vaters, damit ihm der liebe Gott gnädig sein mag.*

So also war das Leben in der „guten alten Zeit“. Jeder Vergleich mit heute würde den Menschen der damaligen Zeit nicht gerecht werden, denn sie mussten viel härter um ihr Überleben kämpfen, als es heutzutage der Fall ist, denn der technische Fortschritt und der allgemeine Wohlstand haben unser Leben wesentlich einfacher gemacht, als in der Mitte des 19. Jahrhunderts. War sie also doch nicht so gut, die „gute alte Zeit“?